

Werk

Titel: Albert Stimming, Über den provenzalischen Girart von Rossillon

Autor: Pakscher, A.

Ort: Halle

Jahr: 1890

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345572572_0013 | log59

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

p. 398, Z. 12 *comoratico*, wohl *comparatico*. — p. 402, Z. 2 *proverete con grande vostra pena quanto ha grado grave miseria avere tolta moglie . . .*, offenbar *quanto grave mi sia*, wie Boccaccio hat. So glaube ich auch ib. Z. 24 das *baroni omini* nicht vom Autor, sondern nur vom Schreiber entstellt aus Boccaccio's *buoni omini*. — p. 404, Z. 7 l. *Madonna, [se] io non voglio morire*, nach Boccaccio. — p. 405, Z. 5 v. u. *ma [io vi priego], in premio*, dsgl. — p. 407, Z. 6 l. st. *lodavano* mit Boccaccio *la lodava*.

A. GASPARY.

Albert Stimming, Über den provenzalischen Girart von Rossillon. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Volksepen. Halle, Niemeyer 1888. gr. 8°. 398 S.

Nicht ohne Bedenken hat Ref. die Besprechung eines Buches übernommen, das von demjenigen, dessen Forschungen ihm zugestandenermaßen als Grundlage gedient haben und die es zu ergänzen strebt, nicht anerkannt worden ist. Aber er ist nach Prüfung des Inhalts zu dem Resultate gekommen, daß Stimmings Werk ein eingehenderes und, wie ihm scheint, weit günstigeres Urteil verdient, als ihm P. Meyer (Rom. XVII 637), obwohl er in diesem Falle als ganz besonders sachverständig betrachtet werden muß, hat zu Teil werden lassen.

Das Epos Girart de Rossillon ist uns bekanntlich in 4 Handschriften erhalten, von denen zwei nur Fragmente bieten. Über das Verhältnis derselben hat zuletzt P. Meyer in der Einleitung zu seiner Übersetzung¹ des Girart (p. CLXXIV ff.) gehandelt. Ebenso wie schon an einem anderen Orte (Jahrb. XI 124), bestimmt er es dahin, daß die Pariser Hs., die älteste, der jedoch am Anfang ein Stück fehlt, das ungefähr den ersten 560 Versen der Oxforder Hs. entspricht, allein den übrigen drei Hss. (eben der Oxforder, dem Londoner Fragment und dem von Passy) gegenübersteht. Die den beiden Familien gemeinsame Grundlage, die in den Ausgang des 12. Jahrh. zu setzen ist, wird als *chanson renouvelée*¹ bezeichnet. St. läßt die Handschriftenfrage ganz bei Seite und beschäftigt sich nur mit den Vorstufen dieses jüngeren Epos. Auch über sie hatte P. M. bereits Untersuchungen angestellt, und zwar im dritten Kapitel der Einleitung und vorher Rom. VII 161 ff. Von der an der letzteren Stelle von ihm publizierten *vita nobilissimi comitis Girardi de Rossillon* nahm er seinen Ausgangspunkt. Er charakterisierte dieselbe als ein tendenziöses Produkt, bestimmt, dem tapferen Girart den Charakter eines Heiligen zu geben, und dadurch dem Kloster Pothières, wo er begraben lag, einen vermehrten Zuzug von Pilgern zu gewinnen. Deshalb ist der Verfasser selbst wahrscheinlich ein Mönch dieses Klosters gewesen. Über das Verhältnis der *vita* zum Epos sagt M. (Einl. XXVI), daß der Mönch eine ältere Redaktion desselben, etwa aus dem Ende des 11. Jahrh., benutzt habe. Modifiziert habe er diese Vorlage mit Hilfe einzelner Urkunden und der kirch-

¹ Girart de Roussillon, *chanson de geste traduite pour la première fois par Paul Meyer, Paris 1884.*

lichen Tradition über Girart. Außerdem habe er alles bei Seite gelassen was seiner Absicht, bei Girart die fromme Gesinnung die weltliche überwiegen zu lassen, hinderlich gewesen wäre. Denke man sich also diese fremden Elemente aus der vita hinweg, so erhalte man ziemlich vollständig den Inhalt des älteren Epos. Es ergebe sich vor Allem, daß ihm Anfang und Schluß des gegenwärtigen Gedichtes, eben der *chanson renouvelée*, gefehlt haben.

Von diesen Ansichten läßt St. das Meiste unangefochten; er sucht sie aber zu vertiefen. Nach ihm haben wir nicht nur zwei, sondern eine ganze Reihe von Redaktoren des Epos-Girart anzunehmen, von denen mindestens drei deutlich nachweisbar sind, die er als R¹, R² und R³ unterscheidet. Gegen diese Art der Untersuchung erhebt M. in der eingangs erwähnten Besprechung zwei prinzipielle Einwände. Er wirft ihr vor, daß sie *absolument conjecturale* sei und daß sie auf einer sehr zweifelhaften Auffassung über die Entstehungsweise der altfranzösischen Epen beruhe. Den ersteren werden wir später zu prüfen haben, auf den zweiten ist zu erwidern, daß es gerade St.'s Absicht ist, durch diese Einzeluntersuchung am Girart seine Ansichten über die Geschichte des Epos, mit denen er durchaus nicht allein steht, als die richtigen zu erweisen. Nicht umsonst hat er dem Titel seines Buches den Zusatz gegeben „Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Volksepen“, nicht umsonst bietet er in der Einleitung (Kap. I p. 1—17) eine ziemlich abgerundete Darstellung der verschiedenen Stufen, welche die französischen Epen, seiner Meinung nach, haben durchmachen müssen, ehe sie diejenige Form erhielten, in der wir sie besitzen. Es soll festgestellt werden, „ob und inwieweit die oben dargelegten [von anderen Epen abstrahierten] Prinzipien der Veränderung auch an diesem Epos beobachtet werden können und ob sie sich als richtig und zutreffend erweisen (p. 16).“

Das zweite Kapitel (p. 17—32) ist gleichfalls einleitender Natur, indem es über das vorhandene Material und den Stand der Frage berichtet. Die eigene Untersuchung beginnt mit der Wertbestimmung der lateinischen Lebensbeschreibung (Kap. III, p. 33—40) und einer allgemeinen Betrachtung über „das ältere Epos“ (Kap. IV, p. 41—54). In diesen beiden Kapiteln erfahren die Gedanken M.'s im Allgemeinen nur eine breitere Ausführung und teilweise eine genauere Motivierung. Aber über einen Punkt gehen die Ansichten gänzlich auseinander. M. stellt sich vor, daß das ältere Epos dadurch entstanden sei, das ein Dichter des 11. Jahrh., der von Girart nichts weiter wußte, als die drei Thaten: daß er ein Zeitgenosse und Vasall eines Königs Karl gewesen, daß seine Frau Bertha hieß und daß sie zusammen mehrere Klöster gegründet haben — den ganzen übrigen Inhalt des Epos erfunden habe (Einl. I. IV). St. dagegen behauptet, indem er sich auf Forschungen von Longnon (*Revue historique* VIII 242.—79) stützt, daß dieses Epos wesentlich auf historischen Elementen beruhe, die aber im Laufe zweier Jahrhunderte in der Volkssage mancher Umformung unterzogen worden sind. Insbesondere hat dieselbe Thaten eines Barons gleichen Namens, Girart von Viane, der unter Karl Martell gelebt hatte, auf den jüngeren Girart übertragen.¹ Mit Recht sagt St. (p. 42), daß er eine Hypothese an die Stelle

¹ Solche Verwechslungen wurden dadurch erleichtert, daß damals die unterscheidenden Zunamen vom Volke fast garnicht gebraucht wurden. Daher

einer andern setze, denn M.'s Ansicht ist eben auch nur eine solche. Aber wir sind auch genötigt zu sagen, daß die seinige eine weit größere Wahrscheinlichkeit hat. G. Paris bringt, soweit mir bekannt ist, die Meinung der meisten seiner Fachgenossen zum Ausdruck, wenn er in seinem *Manuel d'ancien français* (p. 34 ff.) auseinandersetzt, daß die Anfänge der franz. Epenichtung bereits in die Zeiten der Merowinger fallen und daß sie ihre Blüte unter den Karolingern gehabt hat. Im Speziellen sind diejenigen Epen, welche die Kämpfe der großen Barone gegen den Kaiser darstellen, der Zeit Karls des Kahlen und dessen unmittelbaren Nachfolger zuzuschreiben. Mit dem Ende des 10. Jahrh. schließt diese erste Periode der Volksdichtung. Allerdings ist uns kein Gedicht dieser Periode erhalten; aber dies beweist nicht, daß sie nicht existiert haben. Es hat Geschichte gegeben, bevor es Annalen gab; und es haben lange Zeit hindurch Epen existiert, bevor sie aufgeschrieben wurden. Wie die geschichtliche Forschung bestrebt sein muß, auch diejenigen Perioden, die der schriftlichen Überlieferung vorausliegen, so weit als möglich aufzuhellen, so haben auch wir ein großes Interesse daran, über jene erste Periode des Volksepos uns einigermaßen begründete Vorstellungen zu verschaffen. Wenn aber dieser Wunsch nur in sehr geringem Grade eine Realisierung gestattet, weil hierzu die Mittel nicht ausreichen, so sind wir in Bezug auf die zweite Periode, die ungefähr das elfte Jahrhundert umfaßt, bedeutend besser gestellt, denn wir besitzen einige ihr angehörige Gedichte, besonders das Rolandslied. Ferner aber machen es verschiedene Argumente, auf die hier nicht eingegangen werden kann, die übrigens bekannt und von vielen anerkannt sind, wahrscheinlich, daß auch andere uns in jüngerer Gestalt erhaltenen Epen Erweiterungen älterer Gedichte sind. Wir müssen also versuchen, die ursprüngliche Gestalt derselben annähernd zu rekonstruieren und St.'s Buch ist ein derartiger Versuch, bei dem jedoch auf eine Chronologisierung der wiederhergestellten Vorstufen verzichtet wird.¹

Um zu dem Kerne des Girart zu gelangen, werden zunächst die äußeren Schalen entfernt (Kapp. 5 und 6). Als solche hat, wie gesagt, schon M. Einleitung und Schluß der gegenwärtigen Fassung des Epos erkannt. Dieser erzählt, wie die *vita*, daß der Grund der Kämpfe Karls gegen Girart seine Eifersucht war; aber nach der *vita* sind die Frauen der Beiden Töchter des Grafen Hugo von Sens, nach dem Epos des Kaisers von Konstantinopel. Wie am Pfingstfeste König Karl in glänzender Hofversammlung vom Papste aufgefordert wird, dem von den Sarazenen bedrängten Kaiser zu Hülfe zu kommen, wie er diese Hülfe leistet und dafür die Hand der einen Prinzessin erhält, wie er dann mit der durch seinen Gesandten getroffenen Wahl unzufrieden ist und es schließlich durchsetzt, daß ihm Girart die zu seiner Gattin bestimmte Schwester abtritt — alles dies wird in der Einleitung gut und anschaulich geschildert. Trotzdem hatte schon M. behauptet, und von St. wird es durch weitere Indicien in hohem Grade wahrscheinlich gemacht, daß wie n der *vita*, so auch in der älteren Gestalt des Epos die beiden Frauen Hugo

auch die beständige Vermischung von Karl Martell und Karl dem Großen im Volksepos. Vgl. Pio Rajna, *Le origini dell'epopea francese* p. 200 ff.

¹ Über die Zeit der ersten Abfassung des Girart habe ich eine Vermutung ausgesprochen in meiner Abhandlung über das Rolandslied p. 89.

von Sens zum Vater haben. Schon daraus ergibt sich, daß die gegenwärtige Einleitung das Werk eines Bearbeiters ist, und dieses Resultat wird durch greifbare Widersprüche mit der Haupthandlung bestätigt. Als Grenze der Einleitung bestimmt St. V. 606. Ferner nimmt er „aus inneren Gründen“ an, daß Teile derselben dem alten Epos entnommen seien (p. 58—79), und zwar seien die Entlehnungen im zweiten Teile der Einleitung, etwa von V. 335 ab, stärker gewesen, als vorher. Diese Ausführungen scheinen angreifbar. Wenn ich auch zugebe, daß selbst in der älteren Gestalt die Heiratsgeschichte die notwendige Grundlage der Erzählung abgegeben hat, so ist mir doch (gegen p. 79 unten) durchaus zweifelhaft, daß eine Darstellung derselben auch ursprünglich die Einleitung des Ganzen gebildet hat. Vielmehr entspricht es der Natur des älteren Epos, mit einer lebendigen Situation zu beginnen, welche die vorhergegangene Entwicklung als Resultat zusammenfaßt. Zu einer solchen Exposition reicht die in den Tiraden 40 ff., die ich mit St. (p. 58) für alt halte, geschilderte Abschiedsscene zwischen Girart und der Königin völlig aus. Sie muß, wenn sie an der Spitze des alten Epos stand, eine ganz andere Wirkung gehabt haben, als an ihrer gegenwärtigen Stelle, selbst wenn sie einige rätselhafte Anspielungen enthielt, die erst im Laufe der Erzählung aufgeklärt wurden. Auch abgesehen hiervon ist die Beweisführung dieses Abschnittes gegenüber den übrigen ziemlich schwach, was der Verf. allerdings wiederholt selbst einräumt (pp. 58, 65, 78). Danach vermag ich selbst in der vorsichtigen Fassung: „Von den 606 Versen derselben [der Einleitung] scheinen 227 aus der Vorlage entlehnt zu sein, während 379 als Eigentum des Umarbeiters anzusehen sein würden“ (p. 79), diesem Resultate nicht beizustimmen. — Daß der Schluß das Werk eines Bearbeiters ist (pp. 83—87), geht zunächst aus der Verschiedenheit des Stils hervor. Im Epos selbst fortlaufende Erzählung, hier eine Anzahl aneinandergereihten Episoden. Wichtiger ist, daß in diesen der eigentliche Held der Erzählung hinter andern Personen zurücktritt, und daß sein Charakter ein gänzlich veränderter ist, daß er handelt und spricht, nicht wie ein Kriegsmann, sondern wie ein Geistlicher. — Der Bearbeiter der Einleitung und des Schlusses ist derselbe (pp. 88—99), da Beide, worauf M. hingewiesen hat, Konstantinopel aus eigener Anschauung kennen, da sie ferner in gleicher Weise theologische Interessen in den Vordergrund stellen und ihre Kompositionsweise dieselbe ist. Daß er ein Geistlicher war, dafür hatte sich schon M. ausgesprochen; St. macht es wahrscheinlich, daß er ein Mönch des gleichfalls von Girart gegründeten Klosters Vezelai gewesen ist. Denn er zeigt eine durch den Inhalt des Epos ganz unmotiviertere Vorliebe für dasselbe, erzählt ausführlich die Überführung gewisser Reliquien dorthin und den Bau des Klosters und läßt, im Gegensatz zur vita, die er gekannt zu haben scheint, Girart in Vezelai begraben werden, während der historische Girart wahrscheinlich in Avignon starb und dort auch begraben wurde.

Die Frage, ob dieser Bearbeiter, den wir mit St. R³ nennen wollen, auch innerhalb des alten Epos Veränderungen vorgenommen habe, hat M. allerdings auch aufgeworfen, aber er hat sich ihre Beantwortung zu leicht gemacht: „Je ne le pense pas; du moins la comparaison avec la vie latine n'en donne pas la preuve“ (Einl. XLVII). Gab es nicht andere Mittel, dies zu untersuchen? St. hat sich hierzu der Methode bedient, welche die in der

Philologie übliche ist, um Interpolationen auszuschneiden. Dafs sich M. der Anwendung derselben auf die französischen chansons de geste widersetzen sollte, kann ich kaum annehmen. Sein Widerspruch kann sich daher nur gegen die Beschaffenheit der Kriterien richten, mit Hülfe welcher St. seine Ausscheidungen vornimmt. Dieselben sind nun wesentlich folgende:

1. Verschiedenheit des Stils, sowohl hinsichtlich der Ausdrucks-, als der Kompositionsweise,
2. Mangelnder Zusammenhang mit der Haupthandlung,
3. Verschiedenheit der Lebensanschauungen zwischen dem Dichter und dem Bearbeiter,
4. Widerspruch gegen die Haupthandlung,
5. Enger Zusammenhang mit bereits als unecht erwiesenen Teilen,
6. Der Grund, warum die Interpolation gemacht wurde, kann nachgewiesen werden.

Keines dieser Argumente, die ich nach dem Gehalt an Objektivität, den sie mir zu enthalten scheinen, aufsteigend angeordnet habe, hat die Strenge eines mathematischen Beweises. Aber man wird jedem von den letzten dreien die Kraft, eine Interpolation mindestens wahrscheinlich zu machen, nicht absprechen können, und die drei ersten, wenn sie auch an sich der individuellen Auffassung einen ziemlichen Spielraum lassen werden doch als Stützen zu verwenden sein.¹ Unser Urteil wird daher davon abhängen, ob auf diejenigen Parteen, die St. als Interpolationen erklärt, die erwähnten Kriterien wirklich anwendbar sind und richtig angewendet werden.

Diese Interpolationen zerfallen in solche, welche ganze Episoden umfassen, und in Einschübe, welche einzelne Umstände der Haupthandlung weiter ausführen oder modifizieren. Unter den ersteren ist die bedeutendste die des Folco und der Aupais, welche die Verse 8000—8957 enthalten (Kapp. 7 und 8). Dem Gewicht der pp. 132—136 aufgeführten Gründen wird Niemand sich entziehen können. Die vier ersten Kriterien sind hier sämtlich mit Recht vertreten, wie sich Jeder leicht überzeugen kann. Dafs ferner für diese Episode in einzelnen Versen des alten Epos eine Anknüpfung gegeben war und dafs sie sich auch in der gegenwärtigen Gestalt desselben teilweise erhalten haben, ist gleichfalls wahrscheinlich; dafs aber die Episode selbst das Werk zweier Verfasser (R^1 und R^2) ist, hat St. m. Er. nicht annehmbar gemacht. Überhaupt, um dies gleich hier zu bemerken, erscheint mir die Annahme von R^1 überflüssig. Denselben schreibt St. im ganzen Gedicht 985 Verse zu, von denen 506 der Folcoepisode angehören sollen. Die Unterschiede, die er zwischen R^1 und R^2 festzustellen bestrebt ist, sind durchgängig stilistischer Art. Es wird aufmerksam gemacht, wie an gewissen Stellen eine gröfsere Geschicklichkeit in der Wiedergabe von Reden zu bemerken ist, die Verwendung origineller Bilder, der sparsamere Gebrauch von Fremdwörtern. Aber da alle diese Ausführungen von ziemlichen Einschränkungen begleitet sind, besonders in Bezug auf den letzten Punkt, während allein die

¹ Für wenig empfehlenswert halte ich den unklaren Ausdruck „aus inneren Gründen“, dessen sich St. wiederholt bedient. Es sind damit zumeist Gründe der ersten und zweiten Kategorie gemeint.

gänzliche Abwesenheit von Fremdwörtern beweisend gewesen wäre, so behalten sie nur einen relativen Wert.

Von diesem Anhang aus rückwärtsschreitend, wird dann der Versuch gemacht, weitere Einschübe auszuschneiden. Schon im siebenten Kapitel waren eine Reihe einzelner Verse und Tiraden auf Rechnung von R² gesetzt worden, weil sie mit als unecht erwiesenen Teilen zusammenhängen (Kriterium 5). Im neunten bis fünfzehnten Kapitel wird der nunmehr übrig bleibende Teil des Epos nach den verschiedenen Momenten der Erzählung zerlegt und auf kleinere Interpolationen hin geprüft. Die Untersuchung muß dabei notwendig derartig ins Einzelne gehen, daß eine Wiedergabe an diesem Orte nicht möglich ist. Es muß genügen, einige Beispiele herauszugreifen, und an ihnen das Verfahren St.'s noch weiter zur Anschauung zu bringen. Das ältere Epos begann nach St. mit V. 607. Karl befiehlt seinen Leuten, sich zu rüsten, angeblich zu einer Jagd in den Ardennen, thatsächlich um Girart zu überfallen. Nun heißt es in der zweiten Hälfte der Tir. 46: „die Königin hat es erfahren und liefs Girart sagen, daß er sich vor Verrat in Acht nehmen solle. Aber der Graf hat so edlen Mut, daß er es nicht glaubte, bis zu dem Augenblicke, wo er sich angegriffen sah. Und deswegen entbot er den Grafen Folco und Boso und Seguin von Besançon.“ Ich habe mich hier Meyers Übersetzung angeschlossen, die die verschiedenen Härten des fast zusammenhangslosen Originals beseitigt. Aber noch so bleibt die Unklarheit der Situation augenfällig, die St. (p. 200) hervorhebt, und welche diese Verse als Einschübe charakterisiert. Zudem spricht das selbständige Eingreifen der Königin für die Urheberschaft von R², der überhaupt den Frauen eine weit größere Rolle zuerteilt, als dies in den älteren Epen üblich war, wo sie nur wenig hervortreten. Schlagender noch läßt sich der Einschub der unmittelbar folgenden Tirade erweisen. Vorher (Tir. 46) war gesagt worden, daß Karl in den Ardennen jagte, und unmittelbar daran schließt sich der Anfang von Tir. 48, daß er von dort aus geradewegs nach Roussillon ritt. Dazwischen steht T. 47, in welchem ihm der Vorschlag gemacht wird, nach einem, sonst im Epos nicht genannten, Kloster St. Prezan zu gehen, weil es dort gute Fische und saftige Weiden für das Vieh gebe. Es ist nicht zu bestreiten, daß wer diese Verse dichtete oder zusammenstümperte, damit für das genannte Kloster Reklame machen wollte (Krit. 6). Einen unpassenderen Ort hätte er sich garnicht aussuchen können, denn die lebhaft fortschreitende Handlung wird durch diesen Zwischensatz empfindlich gestört. Daß der Verfasser dieser Verse ein Geistlicher gewesen ist, ist nicht notwendig anzunehmen, denn die Tirade kann ebensogut ein Jongleur improvisiert haben, um von den Mönchen dieses Klosters einige Bissen zu erhaschen; noch weniger, daß es R² gewesen, da dieser Einschub einen ganz besonderen Zweck verfolgt, der mit dem Inhalt des Epos keinen Zusammenhang hat.

Ich darf nunmehr mein Urteil über St.'s Buch dahin zusammenfassen, daß er der Aufgabe, die er sich gestellt hat, mit vielem Fleiße und guter Beobachtungsgabe gerecht geworden ist. Wo seine Ausscheidungsversuche weniger geglückt sind, ist die Schuld größtenteils dem Material beizumessen, und es ist anzuerkennen, daß er es fast immer hervorhebt, wenn er mit weniger zuverlässigen Kriterien zu operieren genötigt ist. Die Bezeichnung „bloßer Vermutungen“ halte ich für keine Seite des vorliegenden Buches für gerecht-

fertigt. Worüber man am ehesten streiten kann, ist die Zuteilung der Interpolationen an die verschiedenen Bearbeiter. Ich habe meine Einwände gegen R¹ nicht zurückgehalten und muß hinzufügen, daß was über die Thätigkeit von R³ vorgebracht wird, mich nicht viel mehr befriedigt. Aber damit ist durchaus nicht gesagt, daß nicht thatsächlich das uns erhaltene Gedicht das Produkt einer Reihe von Bearbeitern sein kann und wahrscheinlich ist. Von diesen Bearbeitern muß nur nicht notwendig jeder eine scharf ausgeprägte Individualität gehabt haben. Wenn z. B. vier Mönche ein und desselben Klosters nach einander, meinetwegen in einem Zeitraum von zweihundert Jahren, dasselbe Gedicht bearbeitet hätten, so wären wir vielleicht im Stande diese Thatsache zu konstatieren, ohne die Zuthaten der Einzelnen trennen zu können. So hat m. E. St. nachgewiesen, an welchen Stellen und in welcher Weise das alte Epos eine Überarbeitung erfahren hat, während es dahingestellt bleiben muß, wie Viele an dieser Überarbeitung teilgenommen haben. Damit wird doch wohl ein Fortschritt über M.'s Untersuchungen bezeichnet, der allerdings auch ein *chanson ancienne* und eine *nouvelle chanson* unterscheidet, sich aber mit der Konstatierung der ins Auge fallenden Unterschiede begnügt. Es soll damit kein Vorwurf gegen ihn ausgesprochen werden, der sich vorläufig mit dem zufrieden geben konnte, was er durch die erwähnte größere Abhandlung in der Romania und seine Übersetzung mit ihren wertvollen Anmerkungen für die Erklärung dieses Epos geleistet hatte. Aber er wird nicht bestreiten können, daß er etwas zu thun übrig gelassen hat, und diese notwendige Ergänzung hat St. geliefert. Auf seine skeptische Frage (Einl. XLVII), was denn eigentlich von dem alten Gedichte übrig bliebe, wenn der Bearbeiter auch innerhalb desselben Veränderungen vorgenommen haben sollte, antwortet St. mit dem greifbaren Resultat, daß dem ersteren nur 3383 Verse angehört haben, während die gegenwärtige Fassung 10002 Verse zählt.¹ Eine solche Zahlenangabe hat etwas Gefährliches. Wie oben gezeigt worden ist, ist nicht bei allen Ausscheidungen die Wahrscheinlichkeit gleich groß. Aber im Ganzen ist das Resultat ein gesichertes. Für die Übersichtlichkeit sorgt das sechzehnte Kapitel, welches die Ergebnisse der vorhergehenden Untersuchungen in einer Tabelle darstellt, das die besonders besprochenen Stellen der Verszahl nach aufführt, und schließlic ein Inhaltsverzeichnis. Dieses hätte ausführlicher sein können, wenn auch das Buch nach seiner Anlage darauf rechnen muß, gänzlich durchgearbeitet zu werden. Dagegen halte ich den Vorwurf, daß es schwerfällig geschrieben sei, für unberechtigt. Ich finde sogar, daß St. bei der Darstellung des recht spröden Materials ein ziemliches Geschick bewiesen hat. Sie wäre gewiß leichter lesbar geworden, wenn es denjenigen, die sich mit so schwierigen Fragen beschäftigen, gestattet wäre, mit der Wiederholung von „wahrscheinlich“ und „mir scheint“ und „es hat den Anschein, als ob“ u. s. f. sparsamer umzugehen, in der Voraussetzung, daß der Leser diese selbständige Einschränkung derartiger Untersuchungen an den geeigneten Stellen ergänzen werde. Aber wie dieses neue Beispiel lehrt, kann man mit solchen Versicherungen der Bescheidenheit nicht verschwenderisch genug sein.

¹ Das Verhältnis wäre also einigermaßen dasselbe, das zwischen dem Oxforder Roland und seinen jüngsten Bearbeitungen besteht.

Es bleibt noch übrig, die allgemeinen Gedanken der Einleitung etwas näher zu beleuchten. St. unterscheidet in der Entwicklungsgeschichte der altfranzösischen (er sagt minder richtig „romanischen“) Volksepen zwei Perioden, eine ältere der Umarbeitung und eine jüngere der Interpolierung. In beiden Perioden sind die Motive der Veränderung einerseits sprach- und kulturhistorische, indem der fortschreitenden Entwicklung der Sprachformen und ebenso der Metrik Rechnung getragen wird und die veränderten politischen und religiösen Anschauungen einen Einfluß auf die Darstellung gewinnen; andererseits persönliche, indem der Bearbeiter sich durch Beziehungen zu vornehmen Familien bestimmen läßt, Vorfahren derselben in seinem Gedichte eine mehr oder weniger hervorragende Rolle spielen zu lassen. Der Unterschied der beiden Perioden liegt in der Methode der Redaktoren. In der ersten ist es die Regel, daß das Epos selbst nur wenige Veränderungen erfährt, die dann dem früheren Organismus einverleibt werden, dagegen durch Hinzufügung neuer Szenen und ganzer Episoden bereichert wird. Bei den Interpolationen dagegen erstrecken sich die Zuthaten auf das ganze Gedicht und diese späteren Bearbeiter nehmen sich nicht die Mühe, das Neue mit dem Alten zu verschmelzen. Daher kann das Erstere leicht erkannt und von der Untersuchung ausgeschieden werden. — Wir haben gesehen, daß diese Theorie, für welche sich St. nicht nur auf Schriften von G. Paris und dem Ref., sondern besonders auf die grundlegende von Gröber über den Fierabras hätte berufen sollen, in ungezwungener Weise am Girart ihre Bestätigung gefunden hat.

Unter den Mitteln der Erweiterung erwähnt St. auch (p. 13) die Repetitionsstrophen. „An den spannendsten Phasen der Erzählung, bei dem Bericht über ein besonders folgeschweres Ereignis, den Tod einer hervorragenden Persönlichkeit u. dgl., begnügte sich der Bearbeiter nicht damit, den Vorgang einmal zu erzählen, wie dies vermutlich in der ältesten Fassung geschah, sondern er erzählte ihn mehrmals hinter einander, nicht etwa bei jedem Male eine der verschiedenen Phasen desselben hervorhebend, sondern immer das ganze Geschehnis schildernd, ja oft mit denselben Ausdrücken und Wendungen.“ Ein genaueres Eingehen auf diesen Gegenstand wäre erwünscht gewesen. Die von St. beschriebenen Doppeltiraden sind nur eine Gattung derselben. Zuerst mögen in der That die Repetitionsstrophen dem Verlangen entsprungen sein, ergreifende Momente der Handlung den Zuhörern eindringlicher zu machen, wie denn auch in der Musik die Repetition zur Einprägung von Melodien verwandt wird. Aber ebenso wenig wie dies auf diesem Gebiete der ursprüngliche Zustand gewesen ist, wie sich in der Oper erst allmählich das Ariose entwickelt und dadurch die dramatische Handlung zur Nebensache gemacht hat, so hindert nichts anzunehmen, daß die älteren Epen von solcher breiten Ausmalung der Situation frei gewesen sind, und diese Annahme wird, wie ich Rolandslied p. 100 ff. ausgeführt habe, sowohl durch das Alexiusgedicht vollauf bestätigt, wie durch den Umstand, daß auch in mehreren uns erhaltenen Volksepen die ausführenden Repetitionsstrophen desto häufiger auftreten, je jünger die Handschriften sind, welche sie überliefern. Es sei gestattet, bei dieser Gelegenheit nochmals auf die angeblichen „Resultate“ Dietrich's¹ zurückzukommen. „Daß die Wiederholungen eine Eigentümlichkeit

¹ Über die Wiederholungen in den altfranzösischen *chanson de geste*. *Romanische Forschungen* I 1—48, vgl. Gröber, *Ztschr.* VI 492 ff.

des epischen Stils der Franzosen ist“ (p. 47) konstatiert eine augenscheinliche Thatsache, ohne ihre Erklärung zu geben. Von seinen übrigen Sätzen (p. 48): „Sie sind keine Varianten denn wenn der Sammler oder Sänger¹ sich denselben bedient um zu gefallen, warum nicht der Dichter selbst?“ „Wenn sie das Ergebnis einer Redaktion wären, müßte man eine zwei- bis dreifache Anzahl von Dichtern annehmen“ ist der erste bereits a. a. O. wiederlegt worden und der zweite nicht gerade geeignet, Jemandem, der mit der altfranzösischen Literatur etwas vertrauter ist, einen Schrecken einzujagen. Das für Dietrich Undenkbare wird durch St. Untersuchungen für ein weiteres Gedicht als Thatsache erwiesen. Aber auch nur durch die Annahme eines allmählichen Entstehens wird es begreiflich, wie sich eine Kunstform herausbilden konnte, von der sich weder in den griechischen noch den germanischen Volksepen, noch überhaupt in irgend einer Gattung erzählender Dichtung² etwas Ähnliches findet. Indem anfangs nur wenige und mit der Situation in unmittelbarem Zusammenhange stehende Strophen eingeschoben wurden, wurde die Störung im Fortschritt der Handlung weniger empfunden und so die Zuhörer erst im Laufe der Zeit an das Überwuchern des Details gewöhnt, das ihnen von vornherein vermutlich unerträglich gewesen wäre. Und gerade dies hat wahrscheinlich den gänzlichen Verfall der epischen Dichtung zur Folge gehabt. Denn schliesslich wurde man doch der fortwährenden Wiederholung von Versen, welche die Erzählung nicht einen Schritt vorwärts brachten, überdrüssig und zog die prosaische Darstellung vor.³

Einer späteren Periode gehören diejenigen Repetitionen an, welche Interpolationen *'κατ' ἔξοχην* genannt werden könnten, weil sie mit der Handlung ursprünglich gar nichts zu thun haben und aus äusseren, meist persönlichen Gründen in die Erzählung eingeschoben wurden. Von dieser Gattung enthält auch der Girart einige schlagende Beispiele. So die oben erwähnte Tir. 47, in welcher das Kloster St. Prezant vorkommt. Versetzen wir uns in die Lage des interpolierenden Jongleurs! Er hat aus irgend einem Grunde ein Interesse daran, ein Lob dieses Klosters in einen Vortrag einzuflechten. Dazu genügen zwei oder drei Verse; aber wie die nötige Anknüpfung finden? Er wählt die einfachste und rohste Form. Vor eine Tirade, die er in seinem Buche findet und die mit dem Verse beginnt:

Carles vent de cachar del gaut d'Ardencie⁴

schiebt er einen andern ein:

Carles vent de cachar un sendier

und nun kommt sofort, um was es ihm zu thun ist:

E lauerent li tuit si compaignier

Qu'a Saint Prezant se an au monestier

¹ Hierfür mufs „Überarbeiter“ gesetzt werden.

² Liedformen mit Refrain dürfen nicht zur Vergleichung herangezogen werden, denn dieser ist Träger einer Empfindung und die Einförmigkeit ein zweckmäßiges Mittel, dieselbe festzuhalten.

³ Ebenso hat der geläuterte Geschmack unserer Zeit eine Oper hervor gebracht, die das Nebenwerk zurücktreten läßt und sich wieder ihrem Ausgangspunkte, dem Drama, nähert.

⁴ Ich gebe den Text nach Försters Abdruck (Roman. Studien Bd. V) mit geringen das Verständnis erleichternden Änderungen.

*Aqui a aigua dolce pesc en vivier
 Bevrans as gez pergunt nostre destrier
 E pestrant per ces pratz mul e somier.*

Dann folgen noch zur Abrundung der Tirade und um einen gewissen Übergang zum Folgenden zu gewinnen die bei den Interpolatoren üblichen proleptischen Phrasen:

*Es vos enchat l'aire et l'encombrier
 De que pois furent mort tant chevalier
 En ouirez de Carle Girart que quier.*

Dafs diese Variante mit der früher vorhandenen Tirade (48) in direkten Widerspruch tritt, ist bereits oben dargelegt worden. Zugegeben, dafs auch bei demselben Verfasser in weit von einander entfernten Teilen einer umfangreichen Dichtung sich ein Mangel an Übereinstimmung finden kann, einen so greifbaren Widerspruch hätte man nicht einmal einem Überarbeiter zugetraut. Dafs er sich nicht die Mühe genommen hat, denselben äufserlich zu verdecken, ist ein Zeichen des Verfalls der Kunst und des abnehmenden Interesses bei den Zuhörern. Sonst hätte ihn einer derselben mit der Frage unterbrechen müssen: „Nun, was antwortete Karl? Warum ist er nicht nach St. Prezant gegangen?“ Auf andere weniger drastische Beispiele vom Einschub ganzer Tiraden soll hier nicht eingegangen werden. Ein Tiradenanschub, von der Art, wie sie Gröber (Fierabr. p. 46 f.) nachgewiesen hat, ist der zweite Teil von Tir. 46, von dem gleichfalls schon die Rede war. Das Motiv dieses Anschubs haben wir in den letzten beiden Zeilen zu suchen:

*E per hoc si mandet conte Folcon
 E Bosun e Seguin de Besançon.*

Seguin de Besançon scheint sein ziemlich häufiges Vorkommen im Epos der Thätigkeit eines Bearbeiters zu verdanken und sollte an dieser Stelle als einer der wichtigsten Bundesgenossen Girarts hervorgehoben werden.

Die grammatische Variante, über deren Wesen Gröber Zeitschr. VI 407—9 belehrt hat, bezeichnet er mit Recht als den Keim der Repetitionsstrophen. Anfangs entspringt die Wiederholung nur der Unbehülflichkeit im Ausdruck. Wie es Kindern und Ungebildeten schwer wird, mehrere Sätze in ein logisches Verhältnis zu bringen, und sie sich genötigt sehen, bereits Gesagtes zu wiederholen, um eine neue Aussage daran zu knüpfen, so machte auch die ältere französische Dichtung von unterordnenden Konjunktionen nur selten Gebrauch und bediente sich vielmehr desselben Hilfsmittels. Es liegt kein Grund vor, eine Interpolation anzunehmen, wenn in der ältesten Fassung des Alexius die Tir. 50 beginnt *Soz le degret ou gist sor une nate* und die 53. *Soz le degret ou il gist e converset*, während der Umstand, dafs Alexius sein Bett unter der Treppe hatte, bereits in einer früheren Strophe ausführlich angegeben war. Denn in beiden Fällen wird dieses frühere Moment der Erzählung nur aufgenommen, um ein weiteres mit ihm zu verknüpfen. Aber bot dieser Modus schon dem Dichter eine Bequemlichkeit, deren er sich ausnahmsweise bediente, so wurde er den Bearbeitern bald zur Gewohnheit und fast unentbehrlich. Denn sie wurden dadurch der Mühe, ein organische Verflechtung ihrer Zuthaten mit dem vorhandenen Gedichte zu erfinden, überhoben. Deswegen rechtfertigt die Wiederholung eines oder mehrerer Verse

am Anfang einer Strophe den Verdacht einer Interpolation, die aber erst durch andere Argumente bewiesen werden muß. Weder sind alle Repetitionsstrophen ohne Weiteres als interpoliert anzusehen, noch sind sie die einzige Form der Interpolation gewesen.

Als Abschluß dieser Erörterungen über das Wesen der Interpolation halte ich es nicht für überflüssig, auch an dieser Stelle auf die vortrefflichen Ausführungen G. Paris' in seiner Ausgabe des Alexius (p. 200 ff.) zu verweisen und derselben einige kürzere Beispiele zu entnehmen, die vielleicht deutlicher sprechen, als alle Erörterung¹:

<p>1. St. 10. Noment le terme de lor asemblement; Quant vint al faire, donc le font gentement, Danz Alexis l'esposet belement; Mais de cel plait ne volsist il nient: De tot en tot ad a Dieu son talent.</p>	<p>Tir. 10. Noument le terme de leur assablement, Quant vint au jour, se l'fisent belement: <i>Ens el moustier saint Jehan del Latran</i> <i>Sains Alessis, al los de ses parens,</i> <i>L'a espousee moult hounerablement.</i> Mais de tout çou ne vausist il nient; De tout en tout a a Diu son talent, Plus aime Diu que nule rien vivant.</p>
<p>2. Str. 14. Oz mei, pulcele; celui tien ad espos Qui nos redenst de son sanc precios En icest siecle nen at parfite amor; La vide est fraile; n'i at durable honor, Ceste ledice revert a grant tristor.</p>	<p>Tir. 15. <i>Bele, dist il, celui trai a garant</i> <i>Qui nous raienst de son precieus sanc,</i> <i>E de la viergene fu nés em Belliant,</i> <i>Et baptistere prist el flum de Jordant,</i> <i>La soie vie n'ara ja finement.</i> Tir. 16. Bele dist il, celui tien a espos Qui nous raienst de son sanc precios; Car en cest siecle nen a parfite amour: A mout grant joie s'assemblent peceour, Mais il desoivrent a doel et a tristour.</p>
<p>3. Str. 16. Donc vint edrant dreitement a la mer; La nef est preste ou il doit entrer: Donet son pris et enz est aloez Drecent lor sigle, laissent corre par mer, La pristrent terre ou Deus lor volst doner.</p>	<p>Tir. 24 Schlufs. Droit en la mer en aquelt son esrer. Preste es la nés u il porra entrer: Donne son pris, si est tous seus entrés. Drecent lor sigle, laissent courre par mer <i>En Jersalem les conduist Damedes</i> <i>Sains Alessins est issus de la nef.</i> Tir. 25. <i>Saint Alessins est de la nef issus;</i> <i>Vint al sepolcre u nostre sire fu.</i></p>

¹ Auf der linken Seite befindet sich der Text des 11. Jahrh. auf der rechten der interpolierte des 12. Jahrh.